

COLIN BEAVAN

ALLES ÖKO!



1 JAHR
IM SELBST-
VERSUCH

atb

Inhalt

1. Wie ich überhaupt auf diese verrückte Idee gekommen bin	II
2. Erster Tag, und das Ganze ist eine Schnapsidee . .	27
3. Zeige mir deinen Müll, und ich sage dir, wer du bist	44
4. Warum muss Pizza auf Papptellern serviert werden?	61
5. Wie man seinen CO ₂ -Ausstoß verringern und gleichzeitig seine Mutter ärgern kann	85
6. Die Kohldiät rettet die Welt	121
7. Ich konsumiere, also bin ich?	158
8. Das Licht geht aus	182
9. Gutes tun, um den Schaden aufzuwiegen	213
Epilog: Das Leben nach dem Jahr ohne Klopapier . .	232
Anmerkung zur Herstellung dieses Buches	248
Danksagung	249
Der nächste Schritt. Weiterführende Informationen, Tipps und Adressen im Internet (Stand: November 2009)	252

3.

Zeige mir deinen Müll, und ich sage dir, wer du bist

Eine kurze und unvollständige Liste der Dinge, die ich in unseren drei großen Müllsäcken von vier Tagen fand: vierzehn Kaffeebecher aus Plastik, zwei aus Pappe, vier aus Styropor, zwölf Plastikstrohhalm, sechs Strohhalmhüllen, neunzehn Papierservietten, vierzehn kleine Papiertüten, neun Plastikbestecke (unbenutzt), fünf Quittungen (nie auch nur angesehen), drei zusammengeknüllte Papiertücher, vierzehn Plastiktüten, sieben Essensbehälter mit Deckel, drei aus Plastik, vier aus Aluminium, zwei Paar Essstäbchen aus Holz, eine Frittenschale aus Pappe, drei Kugeln aus zusammengeknüllter Alufolie und die Verpackung von zwei neuen Schreibtischlampen: Pappkartons und das Innenleben aus Styropor.

Ich bezeichne diese Liste deshalb als »unvollständig«, weil ich nur zwei der drei Säcke durchgegangen bin. In den dritten hatten wir den Inhalt unseres Badezimmermüllimers gekippt, der letzten Ruhestätte von Isabells benutzten Windeln. Einige davon waren aufgegangen, und ich konnte mich nicht dazu durchringen, das Resultat ohne Gasmaske zu untersuchen. Grob geschätzt enthielt der dritte Sack etwa achtzehn benutzte Windeln, ein weiteres Dutzend mit dem Windelinhalt beschmierte Essensbehälter, eine Handvoll fettige Chow-Fun-Nudeln, Pizzareste und einen Kopfsalat, der im Kühlschrank schlecht geworden war, weil wir ihn zu lange liegen gelassen hatten.

Wie ich so da auf dem Fußboden saß, umgeben von all diesen Abfällen, Notizblock und Stift in der Hand, fühlte ich mich, als hätte ich mich auf die Waage gestellt und das Ergebnis wäre viel schlimmer als befürchtet. Es war nicht

der Müll an sich, der mir so zu schaffen machte, sondern das gedankenlose Wegwerfen von Dingen, die nicht mal fünf Minuten in Gebrauch gewesen waren. Um ehrlich zu sein, hatte ich bei jedem Kaffeebecher und jeder Wasserflasche, die ich irgendwo unterwegs in einen Mülleimer warf, ein schlechtes Gewissen. Doch seit Jahren erteilte ich mir immer wieder Absolution und nahm mir vor, mich zu bessern.

Wenn Sie mich gefragt hätten, ob ich mir Mühe gab, keinen Müll zu produzieren und keine Dinge zu verschwenden, hätte ich geantwortet, dass ich auf jeden Fall deutlich unter den zwei Kilogramm Müll lag, die der Durchschnittsamerikaner pro Tag zustande bringt (das sind satte 730 Kilogramm pro Jahr). Wahrscheinlich hätte ich gesagt, dass ich nicht alles tat, was möglich war, aber dass ich mich immerhin bemühte. Dass ich nicht nur darüber redete. Dass mir die Welt am Herzen lag.

Was zeigte mir der zerknüllte, fettbeschmierte Haufen um mich herum? Dass ich noch einen langen Weg vor mir hatte.

Ich bin in Westport, Massachusetts, aufgewachsen, einer kleinen Stadt an der Küste, nur ein paar Häuser von meinen Großeltern entfernt. Oft lief ich den Kiesweg hinauf, der zu ihrem Haus führte, und setzte mich zu meinem Großvater, um fernzusehen. Er hielt dabei immer einen Schalter in der Hand, der über ein langes Kabel mit der »Kiste«, wie er den Fernseher nannte, verbunden war. Sobald Werbung kam, drückte er auf den Schalter, und dann war der Ton weg. Wenn die Sendung weiterging, schaltete er den Ton wieder ein.

Meine Großmutter faltete immer sorgsam die braunen Papiertüten zusammen und hob sie auf, um sie beim nächsten Einkauf wieder mitzunehmen oder sie als Mülltüten zu verwenden. Wenn ich das Licht im Bad angelassen hatte, bestanden sie darauf, dass ich die Treppe wieder hinauflief und es ausmachte. Sie brachten mir bei, immer nur so viel auf den Teller zu füllen, wie ich essen konnte, und niemals Abfall einfach auf den Boden zu werfen. Wenn es kalt war,

zogen sie einen Pullover an und drehten die Heizung nur wenig auf.

Bevor er in den Ruhestand ging, war mein Großvater ein ziemlich hohes Tier bei der CIA gewesen, und meine Großmutter hatte als Fotomodell gearbeitet. Sie waren also nicht gerade Öko-Hippies. Aber sie hielten nichts von Verschwendung, und als ich klein war, hatten sie versucht, diese Einstellung an mich weiterzugeben.

Was würden meine Großeltern wohl jetzt von mir denken? Ich hatte ihren Hang zum Aufbewahren und Wiederverwerten immer mit der Weltwirtschaftskrise in Zusammenhang gebracht, die die beiden durchlebt hatten. Doch nun war ich ziemlich sicher, dass ihre Forderung, sorgsam mit unseren Rohstoffen umzugehen, nicht einfach nur auf Sparsamkeit gründete. Dahinter steckte mehr. Nämlich die tiefe Überzeugung, dass wir das, was uns geschenkt worden ist, nicht für selbstverständlich halten sollten. Für meine Großeltern und all die Nennonkel und -tanten, die ihre Freunde waren, hatte das nichts mit Umweltschutz zu tun, sondern mit Dankbarkeit gegenüber dem Leben und allem, was damit verbunden ist.

Die beste Freundin meiner Großmutter wies mich mal zurecht, als ich als Teenager eine Zigarettenkippe bei ihr in den Garten warf. »Hör mal zu, mein Junge«, sagte sie. »Es ist mir egal, ob du rauchst, aber deinen Abfall, den tust du bitte dahin, wo er hingehört.«

Und nun saß ich da auf dem Fußboden, betrachtete den Haufen von Dingen, die ich kaum benutzt hatte, und kam mir ziemlich undankbar vor. Trotz der Werte, die meine Großeltern mir zu vermitteln versucht hatten, hatte ich all das für selbstverständlich genommen.

Das war das Ergebnis, was die Menge des Mülls betraf. Aber es ging ja auch noch um die Dinge selbst.

Archäologen finden oft das meiste über eine antike Zivilisation heraus, indem sie deren Müll untersuchen, und wenn ich Archäologe wäre, würde mir an dem Haufen Müll zu meinen Füßen – neben der Menge – vermutlich als Ers-

tes auffallen, dass es darunter keinerlei Möhrenraspeln, Kartoffelschalen, Melonenrinden, Apfelkerngehäuse, Brokkolistrünke, Eierschalen, Bohnenhülsen und Avocadokerne gab. Und ich würde mich fragen: Wo sind die Obst- und Gemüseabfälle?

Da ich den Müll einer der reichsten Zivilisationen der Menschheitsgeschichte untersuchte, würde ich wissen wollen: Wo waren die Spuren eines guten Lebens? Wo waren die Spuren einer Familie, die doch mehr als genug Möglichkeiten hatte, sich wohlschmeckend und gesund zu ernähren? Warum nahm eine einigermaßen gutsituierte, innerstädtisch lebende Familie wie diese sich offensichtlich nicht die Zeit, anständige Mahlzeiten zu kochen? Und sich dann gemeinsam an den gedeckten Tisch zu setzen und in aller Ruhe zu essen, anstatt hastig etwas aus Plastikbehältern hinunterzuschlingen?

Bevor wir mit dem Projekt begannen, sah für Michelle und mich ein normaler Arbeitstag ungefähr folgendermaßen aus:

Wir wachten auf, spielten und schmusten eine halbe Stunde mit Isabella, gaben ihr ihre Milch, befreiten sie rasch von der einen Wegwerfwindel und legten ihr eine neue an, steckten sie in ein Kleidchen von Lucky Wang, kämmten ihr die Knoten aus dem Haar, liefen einmal mit Frankie um den Block (wobei wir ihren Haufen mit einer Plastiktüte von der Essenslieferung am Abend zuvor aufsammelten), legten einen kurzen Stopp bei Thé Adoré an der Ecke Thirteenth Street ein, um einen Kaffee und ein Croissant einzuwerfen (sofern wir sie uns nicht liefern ließen), brachten Isabella zu Peggy, ihrer Tagesmutter, fuhren zur Arbeit, schufteten zehn Stunden lang, holten Isabella wieder ab, gingen nach Hause, gaben ihr wieder ihre Milch, tobten ein bisschen mit ihr herum, sangen und lasen ihr etwas vor, legten sie in ihr Bettchen, flehten sie an, sich an ihre Schmusedecke zu kuscheln und zu schlafen, wiederholten das Spielchen aufgrund ihres energischen Protests noch weitere zwanzig

Minuten, sanken erschöpft aufs Sofa, schalteten den Fernseher ein, stritten uns darum, wer von uns beiden noch mal die Schuhe anziehen und mit Frankie rausgehen sollte, fielen ins Bett, schliefen, wachten auf und begannen am nächsten Tag das Ganze wieder von vorn.

Mit anderen Worten: Wer hatte da die Zeit, Möhren zu raspeln oder auch nur in den Laden zu gehen und welche zu kaufen? Wer hatte die Zeit, am Küchentisch zu sitzen und gemütlich im Kreis der Familie zu essen? Stattdessen riefen Michelle und ich bei Big Enchilada an, wenn wir Reis und Bohnen wollten, bei Japonica für Sushi, bei Bagel Bob's fürs Frühstück (wenn wir mal eine Abwechslung vom Thé Adoré brauchten), bei Souen Macrobiotic, wenn wir ein schlechtes Gewissen hatten wegen des ganzen Fast-foods, oder bei Two Boots Pizza, wenn wir wieder realistisch genug waren festzustellen, dass wir es sowieso nicht schaffen würden, uns gesund zu ernähren.

Ich will mich gar nicht beschweren, denn wenn man mal von dem Hamsterrad-Element absieht, hatte das, was ich da beschrieben habe, durchaus seine schönen Seiten – nämlich das, was man einen »hohen Lebensstandard« nennt. Die Frage ist, wenn man das Hamsterrad-Element wieder einbezieht, ist dieser »hohe Lebensstandard« dann dasselbe wie eine gute Lebensqualität?

Doch wer stellte schon Fragen? Gemessen an dem Kreis der in New York lebenden berufstätigen Eltern, zu dem wir gehörten, war unser hektischer Alltag ziemlich normal. Wenn wir auf unserem Stammspielplatz am Washington Square Park zusammenstanden und unsere Freunde fragten, wann sie das letzte Mal für ihre Kinder gekocht hatten, lachten wir alle nur schuldbewusst. Und, wie wir gern im Scherz sagten, sobald die Kinder zwei Jahre alt sind und gelernt haben, Kalamari oder Ente mit Mango zu verlangen, ist der Zug sowieso abgefahren.

Wie sich herausstellte, waren die Essensbehälter aus unseren drei Müllsäcken Teil eines riesigen, mit Knoblauchsauce getränkten Haufens aus thermoplastisch bearbeiteten